



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

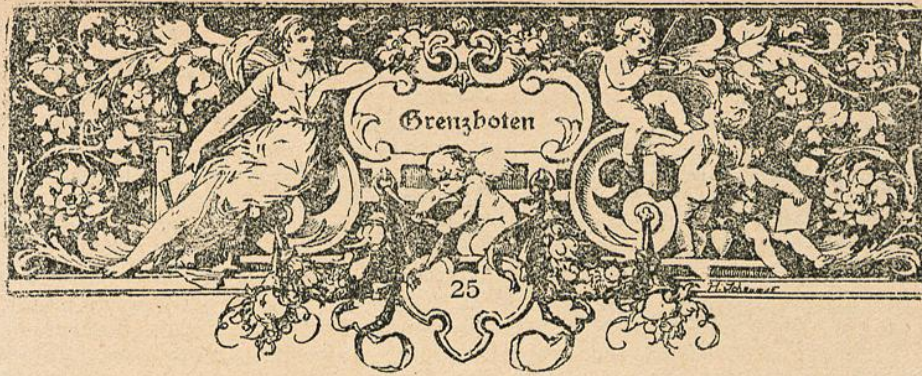
**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Hoffmann, Karl: Das Banner Schwarz-Rot-Gold

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Das Banner Schwarz-Rot-Gold

Von Dr. Karl Hoffmann



Es ist bekannt, daß der Verfassungsausschuß der Nationalversammlung sich mit einer knappen Mehrheit für die Vorlage der Reichsregierung erklärt hat, die bisherigen Farben Schwarz-weiß-rot aufzugeben, um statt dessen die alte nationale Fahne Schwarz-rot-gold einzuführen. Diese Farben waren nicht nur das Sinnbild unserer volkstümlichen Nationalbewegung in den früheren Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts, und zwar bis zu den sechziger Jahren, sondern sie galten ebenso als revolutionäres Symbol der deutschen Demokratie und als das geschichtliche Banner unserer vollkommenen Volkseinheit im ehemaligen heiligen römischen Reiche deutscher Nation. Ihre feierliche Erhebung zur Reichsfahne der neuen Volkrepublik hätte zum Ausdruck zu bringen, wie die drei Geschichts- und Entwicklungsgedanken, die in diesen Bedeutungen liegen, zu dem bisherigen deutschen Reiche im Gegensatz stehen und durch diesen gemeinsamen Gegensatz sich selber zu einer tieferen Einheit verschmelzen. Denn man meint, die politische Gestalt der inneren Volksgemeinschaft, so wie man aus der Vergangenheit hervor sie einstens sich wünschte, sei durch die Form des von Bismarck geschaffenen Reiches in der Art eines „verlängerten Preußen“ nicht wahrhaft erfüllt, sondern nur vorgetäuscht worden: was den inneren Charakter dieser Volksgemeinschaft angehe, ihre eigentätige Selbstbestimmung in Freiheit oder „Demokratie“, so habe sich das Bismarcksche Reich darum überhaupt nicht gekümmert, und für ihre Ausführung und politische Darstellung sei die kleindeutsche Form ein Irrtum gewesen. Man geht dabei halb unbewußt von der stillschweigenden Voraussetzung aus, daß im großdeutschen Gedanken, der nicht allein aus ethnischen Notwendigkeiten herkomme, die demokratische Zusammenfassung und Selbstgestaltung der gesamten Nation durch die moderne Republik nichtsdestoweniger zusammentreffe mit unterirdisch weiterwirkenden Geschichtskräften aus der Zeit der heiligen Kaiser. Oder man bildet sich ein, es wäre so. Während das kleindeutsche Reich in nationaler Hinsicht geschichtslos und unzulänglich und im übrigen undemokratisch gewesen sei, soll die schwarz-rot-goldene Fahne jene Sineiswirkung von nationaler Geschichte, demokratischer „Volksouveränität“ und nationaler Vollständigkeit in der angestrebten Einheit als Sinnbild darstellen.

Nun weiß aber der nüchterne Kenner der Dinge, daß die schwarz-rot-goldenen Farben nicht von einer nationalen Fahne des alten Reiches herkommen, sondern daß sie ihrer anfänglichen Entstehung nach nichts anderes gewesen sind, als studentische Farben. Sie entstanden aus der sogenannten Couleur der Burschen-

schaft vom Jahre 1815 und später. Das alte deutsche Reich hat gar keine Farben gehabt, es kannte nur das kaiserliche Banner mit dem Reichsadler, der selbst wieder — man denke an die Bezeichnung „Römisches Kaisertum“ — von dem Kaiseradler der römischen Legionen herrührte. Ganz ohne mittelbaren Einfluß auf die Bildung jener Trikolore blieb das kaiserliche Banner mit dem Reichsadler allerdings nicht. Denn im Laufe der Jahrhunderte war es üblich geworden, den schwarzen Adler im gelben (goldenen) Felde darzustellen und ihn zuweilen mit roter Wehr (Schnabel und Klauen) zu zieren.

Die Trikolore Schwarz-rot-gold wurde von der Burschenschaft als etwas Neues geschaffen. Dies geschah nicht gerade in absichtlicher Erfindung, sondern durch eine Ausgestaltung bereits vorhandener Farbkombinationen, die von der burschenschaftlichen Bewegung angetroffen und aufgenommen wurden. Es ist zunächst festzuhalten, daß die ursprüngliche Fassung der Couleur der jenaischen Burschenschaft eigentlich nicht schwarz-rot-gold gewesen ist; sie war schwarz-rot mit goldener Stickerei und Vertuffung. Daraus hat sich das dreifarbige Schwarz-rot-gold erst mit den nächsten Jahren der Ausbreitung des burschenschaftlichen Geistes auf den Universitäten entwickelt. Die Urfarbe Schwarz-rot mit Gold wurde nun entweder der Uniform des Lützowischen Freikorps entnommen (schwarzes Tuch mit roten Schnüren und gelben Knöpfen) oder der Couleur einer Landsmannschaft Bandalia in Jena (Schwarz-rot mit goldener Einfassung), die kurze Zeit vor der Gründung der Burschenschaft bestanden und sich mit dieser Gründung aufgelöst hatte. Diese Bandalenfarben stammen aus dem mecklenburgischen Wappen: schwarzer Stierkopf mit roter Krone auf goldenem Felde. Damals war es nämlich in den studentischen Kreisen allgemein Sitte, beim Bandalennamen eine landsmannschaftliche Beziehung zu Mecklenburg anzunehmen, die immerhin etwas komisch ist und offenbar auf einem ethnologischen Irrtum beruht. Nebenbei bemerkt läßt sich dieser Irrtum bis in die Zeit um 1500 zurückführen, und vermutlich hat ihm eine Verwechslung von „Wandalen“ mit „Wenden“ zugrunde gelegen. Auf der andern Seite ist es nichts weiter als eine Sage, wenn man früher geglaubt hat, der Turnvater Jahn habe die Farbe Schwarz mit rotem und goldenen Schmuck in einer schönen Erleuchtung seines patriotischen Gefühls frei entdeckt, um sie dem Lützowischen Korps und damit mittelbar auch der Burschenschaft als vaterländisches Kennzeichen zu übergeben. Denn es steht nachweisbar fest, daß man die schwarze Hauptfarbe der Lützowischen Uniform aus rein praktischen Gründen der Billigkeit und militärischen Brauchbarkeit wählte, und die roten Schnüre und gelben Knöpfe entsprachen ohne weiteres dem Herkommen in der preußischen Armee.

Nun ist, von außen betrachtet, die Entstehung der Burschenschaft zu Jena in folgender Weise vor sich gegangen.<sup>1)</sup> Der altburschenschaftliche Gedanke, d. h. der Gedanke eines allgemeinen Studentenbundes von korporativem Charakter, der durch seine Kraft der Vereinheitlichung und Überwindung landsmannschaftlicher Sonderarten gleichzeitig die Einheit des Volkstums, die nationale Idee, widerspiegelt und überhaupt diese Idee in die Studentenschaft hineintragen und in ihr zur Entfaltung bringen möchte, war bereits in den Jahren der Fremdherrschaft, mit seinen Keimen etwa seit 1808, in der akademischen Welt lebendig oder wenigstens vorhanden gewesen. Am lebendigsten war er in Berlin unter dem Einfluß der Kreise um Fichte und Jahn. Dieser Einfluß hat sodann in entschiedener Weise auf die Gesinnung einer Landsmannschaft Bandalia an der

<sup>1)</sup> Die alte Keilsche Darstellung ist subjektiv empfindsam und von der Forschung längst überholt. Näheres vgl. in folgenden Abhandlungen: Gustav Heinrich Schneider, Die Gründung der deutschen Burschenschaft. (Burschenschaftliche Blätter, VIII. Jahrg., Sommerhalbjahr 1894 Nr. 1—5.) Dr. W. Fabricius, Die Gründung der jenaischen Burschenschaft (ebenda, Nr. 6—9). Heinrich Vender, Die Farben der jenaischen Urburschenschaft (B. Bl., XI. Jahrg., Sommerhalbjahr 1897, Nr. 10—11). Dr. W. Fabricius, Die Farben der jenaischen Urburschenschaft, (ebenda Nr. 12). Dr. Diez, Zu der Frage der Farben der Urburschenschaft, (ebenda Nr. 12).

neuen Universität eingewirkt, der Mutterverbindung der jenenser Bandalen, deren Gründung im Jahre 1811 von Berlin aus geschah. So wurde dieser gleichsam vurburschenschaftliche Burschenschaftsgeist von Berlin nach Jena verpflanzt und erfreute sich dort bald der Förderung von Professoren wie Luden und Ofen, während innerhalb der Studentenschaft die Bandalen seine Träger und Vorkämpfer blieben. Beim Ausbruch der Freiheitskriege zogen die jungen Leute ins Feld, auch die Bandalen gingen fast durchweg (mit zwei Ausnahmen) zum Lützowischen Korps. Nach dem Kriege kehrten sie wieder nach Jena zurück, neu und stark ergriffen von der ganzen Frische und damaligen Heftigkeit des nationalen Gedankens, der ihnen inzwischen zum unmittelbarsten Erlebnis geworden war, und ihre früheren Stimmungen verdichteten sich zu dem festen Willen, die Burschenschaft zu verwirklichen. Man kann sagen, daß die jenaische Urburschenschaft im Jahre 1815 aus den jenenser Bandalen „hervorgegangen“ oder von ihnen direkt gegründet worden ist. Denn diese Gründung war nicht bloß der Niederschlag eines extatischen Ausloderns unter dem Eindruck der Vorgänge am Wiener Kongreß, wie von der Legende erzählt wird, sondern sie war ein Ergebnis organisatorischer Leistungen. Schon 1814 wurden die vorbereitenden Maßnahmen durch einen vertraulichen Ausschuß in die Wege geleitet, den sogenannten Elferverein, dessen Einsetzung die Bandalen herbeigeführt hatten und von dessen elf Mitgliedschaften sie neun Stellen für sich selber behielten. Zwei Bandalen, Kaffenberger und Heinrichs, arbeiteten still die Verfassung aus, und der letzte Bandalenseniör, Karl Horn, wurde zum ersten „Sprecher“, d. i. Führer oder Vorstand der Burschenschaft.

Hiernach würde es wohl einleuchtend sein, wenn man die ursprünglichen Burschenschaftsfarben glattweg als Fortsetzung der ehemaligen Bandalenfarben ansieht. Aber es steht zu bedenken, daß diese Couleur für die breite Menge der Studentenschaft und die übrigen Verbindungen, auf deren Mitarbeit man doch angewiesen war, ohne jede Wirkung sein mußte. Mit einer solchen Wirkung war hingegen bei den Lützowischen Farben zu rechnen; denn alle anderen und gerade auch die Bandalen selbst hatten mit ihrem Willen und Plan, den sie schnell ausführten, eine treue Liebe zum Lützowischen Freikorps und zu seiner Uniform in Schwarz und Rot mit nach Hause genommen. Gewiß verlief es so, daß sich den maßgebenden Leuten in der Bandalia die Weiterführung ihrer bisherigen Couleur wie von selber nahegelegt haben mag, daß sie aber nach außen, um diesen unwillkürlichen psychologischen Vorgang zu entschuldigen und ihm propagandistische Kräfte zu geben, die zufällige Übereinstimmung mit den Kennzeichen des Lützowischen Korps klug benützten und daraus eine öffentliche Verufung auf die Lützowische Uniform machten. Für das Bewußtseinsleben der burschenschaftlichen Gründungstage zu Jena hat jedenfalls die teure Erinnerung an das Freikorps im Vordergrund gestanden, wengleich mit dieser Couleur, die man annahm, durchaus noch keine wesentlich bedeutungsvollen und allgemeingültigen Ideen- oder Geschichtswerte empfunden wurden. Sie blieb eben eine Studentencouleur von örtlicher Geltung, und die Burschenschaftsverbindungen an anderen Universitäten trugen anfangs ganz andere Farben, in Tübingen z. B. hellblau und schwarz. Nach einigen Jahren wurde alsdann die mittlerweile entstandene Dreifarbigkeit Schwarz-rot-gold auch offiziell ihrer jenaischen Bedeutung enthoben und unter der nachhaltigen Wirkung des Wartburgfestes auf dem allgemeinen Burschentage vom Oktober 1818 für allgemein geltend erklärt.

Es mag sein und ist sogar mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß bei diesem Beschluß des allgemeinen Burschentages von 1818 die Erinnerung an die koloristische Wirkung des alten Reichsbanners (schwarz in gold oder gelb und manchmal mit roter Verzierung) etwas mitgesprochen hat. Diese Erinnerung kam den nationalpolitischen Zielen der Burschenschaft, ihren Zielen zur Erreichung einer staatlichen Einheit des Volkslebens entgegen und half sie tragen. Aber einen irgendwie entscheidenden Einfluß hat der Gedanke an die kaiserliche Fahne nicht mehr gehabt und kann er nicht gehabt haben. Denn längst hatte sich die heraldische

Zweifarbigeit des alten Reichsbanners, genauer gesagt, der ehemaligen Kaiserstandarte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, in die beiden Farben Österreichs verwandelt, Schwarz und gelb.

Erst nachträglich erhielt das Schwarz-rot-gold seinen nationalpolitischen und nationalgeschichtlichen Sinn — einen Sinn von schwerer programmhafter Bedeutung —, nachdem es auf die gesamte Einheitsbewegung in den bürgerlichen und geistig erzeugenden Ständen des deutschen Volkes übergegangen und von ihr übernommen worden war; und es war auf sie übergegangen, weil die erste Burschenschaft darin eine anreizende und bis zu gewissem Grade vorbildliche Rolle gespielt hat. Aus der burschenschaftlichen Bewegung hervor wurden diese drei Farben in verhältnismäßig kurzer Zeit zum Sinnbild jedweder nationalen Gesinnung, und die nationale Gesinnung konnte sich am Ende ihre staatliche Form und Wirklichkeit nicht mehr anders vorstellen, als unter diesen drei Farben. Durch eine politische Umdeutung mittels historischer Annahmen und Klügeleien hat man das hinterher nationalgeschichtlich rechtfertigen wollen. So entstand die Legende, als seien Schwarz, Rot und Gold die alten deutschen Reichsfarben gewesen und als habe unter anderem auch die Burschenschaft ihr Symbol davon hergeleitet. In Wirklichkeit war es umgekehrt. Die alte Burschenschaft hat ihre Couleur nicht von den „deutschen Farben“ bezogen, sondern diese studentische Couleur hatte in dem nationalen Aufruhr der Gemüter während der Zeit der Restauration eine solche scharfe und hervortretende Bedeutung gewonnen, daß man sie für die deutschen Farben hielt und schließlich dazu machte.

Wie verlief dieser Aufruhr? Die auf dynastisch-territorialen Grundlagen beruhenden Staatswesen des damaligen Deutschland verhielten sich in jenen Jahrzehnten zu der volkstümlichen Einheitsbewegung in einer fühlenden Verständnislosigkeit und ablehnenden Fremdheit, sie verharren in mißtrauischer und feindseliger Gegnerschaft, so daß sie diese nationale Bewegung auch gegen deren eigenen Willen in die Opposition drängen mußten. Die nationale Bewegung gewöhnte sich daran, von den machthabenden Regierungen als unrechtmäßig oder illoyal angesehen und behandelt zu werden, und wurde dadurch zu der Auffassung gezwungen, daß sie die Verwirklichung ihrer Ideen nur von einer inneren Umwandlung der grundlegenden politischen Rechtsbegriffe erhoffen konnte. Sie geriet in eine notwendige Verschwisterung mit Strömungen, die sich selbst liberal nannten, die aber von den Regierungen, weil nicht mehr der bloße Untertanengehorsam, sondern eine selbsttätige Entwicklungskraft der Nation darin steckte, als „revolutionär“ gekennzeichnet wurden. Für die Regierungsautoritäten der dynastischen Territorialstaaten galt der nationale Wille zur Einheit als Auflehnung wider die obrigkeitliche Macht.

In dieses oppositionelle Stimmungsverhältnis schlug dann plötzlich die Wirkung der Juli-Revolution ein. Damit verschob sich das Ziel. Die aufgeregte Verbitterung über die Verfolgungssucht kurzfristiger Behörden fühlte sich überboten von den Anstachelungen des französischen Beispiels, das mit der „Legitimität“ der dynastiestaatlichen Grundsätze sehr kurzen Prozeß gemacht hatte, und aus einer Art von Nachahmungstrieb verkehrte man das Ziel jetzt in eine radikale Durchführung der Demokratie um ihrer selbst willen mit ihren Endergebnissen der republikanischen Staatsform. War sonst die Opposition, unter Umständen auch die revolutionäre Opposition, nur ein notgedrungenes Mittel zum Zwecke der nationalen Einheit gewesen, so wurde nun diese revolutionäre Unterströmung ganz an die Oberfläche gezerrt und zum Selbstzweck. Es entstand ein Rausch der „Revolution überhaupt“, und das Streben nach nationaler Einheit des staatlichen Lebens blieb als bloßes Mittel zurück, in der Form eines Programms zur Ausföhrung der deutschen Republik (weil man eben in Deutschland lebte), wobei aber der Hauptton auf der Allgemeingültigkeit der „Republik“ lag und nicht auf dem deutschen Gedanken. Jedoch ergab sich hieraus keineswegs eine vollkommene Umänderung und Abirrung der volkstümlichen Einheitsbewegung, sondern bloß eine Spaltung. Denn die ursprüngliche Linie blieb in ihrer Echtheit

bestehen und lief selbständig weiter, und die neue radikale Linie lief nur nebenher, nachdem sie sich abgezweigt und losgelöst hatte. Es gab jetzt einfach zwei verschiedene Oppositionsrichtungen gegenüber dem dynastisch verhafteten und territorial gebundenen Staatsbegriffe der Überlieferung: eine „gemäßigte“ und national bestimmte mit ihrem fortwährenden Glauben an den Kaisergedanken, und eine demokratisch-revolutionäre mit ihrer Überzeugung von den kosmopolitischen Werten der Republik. Neben die charakterfesten Professoren und philosophisch folgernden Reichspolitiker, neben die romantischen Hohensausenschwärmer und jugendlich Gläubigen, die von der Geschichtsherrlichkeit der Nation fast religiös erfüllt waren, trat nun auf der anderen Seite der Typus der „Ferschtelider“, wie man sie nach 48 im Jargon der ausgewanderten Deutschamerikaner genannt hat.

In den praktischen Angelegenheiten der politischen Taktik und den Schichtungen der Parteigruppen gab es gewiß Zwischenstufen oder Mischungszustände. Aber es handelte sich bei diesen Mischungszuständen nur um ein Verschwimmen der Grenze zwischen zwei andersartigen Bewegungskräften, die ein wesentlicher und grundsätzlicher Unterschied trennte. Wie leicht dieser Unterschied für oberflächliche Eindrücke verschwamm und wie scharf er gerade im Wesenhaften, in dem eigentümlichen Erlebnis politischer Bedeutungen dennoch bestand, geht aus dem wechselnden Sinn der schwarz-rot-goldenen Fahne hervor, die alle diese Verschiebungen mitzumachen hatte. Ihr Sinn wurde zweideutig. Allenthalben daran gewöhnt, in den schwarz-rot-goldenen Farben das Wahrzeichen einer oppositionell gestimmten Gesinnungsweise zu sehen, blieben die Radikalen bei der lieben alten Gewohnheit, diese Farben auch weiterhin für sich in Anspruch zu nehmen. Daß aber die angeblich nationalhistorische und auf jeden Fall nationalpolitisch geardete Urbedeutung der „deutschen“ Fahne für sie ihre Geltung verlor, daß sie überhaupt diese nationale Bedeutung vergaßen oder zum mindesten außer acht ließen, dies zeigt sich unverhohlen in ihrem Bedürfnis, die drei Farben durch eine neue und ganz revolutionär durchhauchte Symbolik selbständig aufzufassen und noch einmal zu erklären. Es gibt aus den vierziger Jahren etliche derartige Sprüche: „Aus schwarzer Nacht durch blutigen Tod zur goldenen Freiheit“, und: „Schwarz ist das Pulver, rot ist das Blut, golden flackert die Flamme!“ In den Jahren um 1848 hatte das schwarz-rot-goldene Banner einen von Grund auf gespaltenen, einen verschiedenartigen und zwiefachen Sinn, auf der einen Seite einen nationalpolitischen und auf der anderen einen demokratisch-revolutionären. Beide Sinnbedeutungen hatten im Kern ebensowenig etwas miteinander zu tun, wie in der Nationalversammlung der Paulskirche die „Kaiserpartei“ der alten Einheitsbewegung mit dem radikalen Republikanismus der äußersten Linken noch ein gemeinsames Ziel kannte.

Die uralte Herkunft des alten deutschen Banners verflüchtigt sich in einen Schatten oder heilenfalls in die Illusion sehr dunkler Erinnerungen. Sie kann nicht mehr durch ihre historische Kraft die Zwiespältigkeit im Charakter dieser Fahne zu einem in sich geschlossenen Sinnbilde machen. Auch auf dem Umwege über die großdeutsche Denkart, die vermeintlich beiden Bedeutungen oder Bewegungskräften eigen gewesen sei, würde das niemals glücken. Dergleichen beruht, mit Verlaub zu sagen, auf glatter Unbildung oder auf einer nackten Geschichtsfälschung. Denn die doktrinaire Demokratie des neunzehnten Jahrhunderts hat seit ihrer Entstehung die kosmopolitischen Orientierungen und Endzwecke ihres Republikanismus grundsätzlich immer über das Nationale gestellt, und die Kaiserpartei unter Heinrich von Gagern, die dahin gelangte, daß sie Friedrich Wilhelm dem Vierten die Krone anbot, hatte eigentlich schon in der Idee die kleindeutsche Reichsform geschaffen. Der kleindeutsche Gedanke ist keine Bismarcksche Entdeckung gewesen, die mit der Erfindung der schwarz-weiß-roten Farben zusammenfiel. Dieser Gedanke war älter als die Bismarcksche Politik, er hatte sich wie von selber aus den Zielrichtungen der Nationalbewegung des neunzehnten Jahrhunderts ergeben und wurde ebenfalls unter dem Zeichen der schwarz-rot-goldenen Fahne geboren. Umgekehrt haben beispielsweise in den

neueren Jahrzehnten nach 1871 die Deutschradikalen in Osterreich, diese einseitigsten Fortsetzer der großdeutschen Idee, ihre Wünsche stets in die Form einer etwas geräuschvollen Sehnsucht nach einer Verletzung und weiter ausgreifenden Abflektion der „schwarz-weiß-roten Grenzpfähle“, ausdrücklich der schwarz-weiß-roten, gekleidet. Nach rein nationalen Gesichtspunkten, für die Kleindeutsch und Großdeutsch zuletzt nur geschichtlich bedingte Spielarten eines und desselben politischen Entwicklungswillens sind, gibt es überhaupt keinen Unterschied oder Gegensatz zwischen schwarz-rot-gold und schwarz-weiß-rot.

Wenn es aber so ist und es keinen solchen Unterschied gibt, dann muß man sich um so mehr fragen, was für einen Sinn und Verstand nun heute ein Wechsel der Reichsfarben haben könnte. Er hat unter nationalen Gesichtspunkten eben gar keinen Sinn und Verstand. Man kann freilich darüber hinweggehen und meinen, daß die Farben der Reichsrepublik etwas rein äußerliches und somit belanglos seien und daß es darauf nicht ankomme. Bekanntlich hatte Bismarck selber, sozusagen als Mensch, im Herbst 1870 diese Frage mit einer leicht amüsierten Gleichgültigkeit angesehen. Er sagte damals, ihm sei das Farbenspiel ganz einerlei: „Meinerhalben grün und gelb und Tanzvergnügen, oder auch die Fahne von Mecklenburg-Strelitz“.<sup>2)</sup> Und weiterhin könnte man nochmals die volkstümlich-nationalen Gefühlstraditionen im schwarz-rot-goldenen Banner gegen das Ungeschichtliche der frei erfundenen schwarz-weiß-roten Farben vorbringen.<sup>3)</sup> Aber so verständlich oder berechtigt eine derartige Betonung in den Jahren von 1870/71 gewesen sein mag, genau so lächerlich wäre sie in heutiger Zeit. Denn das Schwarz-weiß-rot ist seitdem zur Geschichte geworden und hat Geschichte gemacht, und diese Geschichte ist durchaus eine solche der wirklichen Handlungen und Leistungen und voll von politischer Tatsächlichkeit, während der Geschichtswert der schwarz-rot-goldenen Fahne nur ein Streben blieb, Gefühl, Sehnsucht und Wunsch. Man hat wegen der international eingeführten Geltung der Handelsflagge schon wiederholt darauf hingewiesen, wie es in nationaler Hinsicht unpraktisch sein würde, das äußere Wahrzeichen des bisherigen Reiches gesetzmäßig auszulöschen, weil damit gleichzeitig der Zusammenhang mit dessen fortbauenden mittelbaren Außenwirkungen zertrennt wird. Obwohl ein Wechsel der Reichsfarben dem Grundsatz nach nationalpolitisch bedeutungslos wäre, müßte er trotzdem praktischen Schaden anrichten.

Am Ende handelt es sich aber bei diesem ganzen Wechsel darum, daß die neue Reichsrepublik gerade eben die bisherige Reichsgeschichte mit Absicht verleugnet. Es kommt ihr überhaupt nicht auf die altnationale Bedeutung der schwarz-rot-goldenen Fahne an, sondern auf ihre andere, ihre demokratisch-revolutionäre Bedeutung. Worauf es nämlich ankommt, ist dies: die Wiederaufnahme dieser Fahne drückt das Bekenntnis zu einer ganz bestimmten Regierungs- und Verfassungsform aus, zu einer Regierungsform in republikanisch-demokratischem, also parteipolitischen Sinne.

In der Wirkung dieser Farben auf die weiteren Schichten des Volkes findet psychologisch ein ständiges Vertauschen ihrer zwei verschiedenen sinnbildlichen Bedeutungen statt, und als Folge davon tritt ein, daß die unwillkürliche Übereinstimmung mit einem althergebrachten und volkstümlich-nationalen Empfinden, gegen das in der Gegenwart niemand mehr etwas Rechtes einwenden

<sup>2)</sup> Vgl. Tagebuchblätter von Moriz Busch, I. Bd., S. 227.

<sup>3)</sup> Nach Mitteilungen des Generalsekretärs des Deutschen Industrie- und Handelstages Dr. Soeetber in Nr. 160 der „Täglichen Rundschau“ vom 31. März 1919 hat Bismarck in einem an Dr. Soeetber gerichteten Briefe vom 9. Februar 1893 die Konstruktion der schwarz-weiß-roten Flagge des Norddeutschen Bundes, der Vorgängerin der späteren Reichsfarben, folgendermaßen erläutert. Für den Kanzler persönlich ist der Einfall einer Aneinanderfügung der schwarz-weißen Preußenfahne und der alten kurbrandenburgischen Farben Weiß-rot der wirkliche Anlaß gewesen. Daneben hat aber, besonders für die öffentliche Meinung, das Rot und Weiß in den hanfischen und anderen deutschen Stadtflaggen eine mitentscheidende Bedeutung gehabt.

kann, zugleich als Zustimmung zu einer ganz bestimmten Regierungsform gilt. Das ist, rund heraus gesagt, mag es nun mit klarem Bewußtsein beabsichtigt sein oder nicht, schlanke Weg ein Mißbrauch, der in rein parteipolitischer Richtung mit guten deutschen Überlieferungs- und Gefühlswerten getrieben wird. Besonders für Kreise, die durch ihre eigentümliche Vergangenheit mit diesen Gefühlswerten und Überlieferungen auf das engste verbunden sind und an ihnen innerlich hängen, die aber andererseits weder demokratisch-revolutionäre Neigungen haben, noch gegen die jüngere schwarz-weiß-rote Geschichte auch nur die geringste Spur eines Gegensatzes empfinden, für solche Kreise liegt darin etwas hinterhältiges. Denn es steigt der Verdacht auf, als ob durch ihr Einverständnis mit der schwarz-rot-goldenen Tradition, — das sich im Grunde von selber versteht, da ihre eigenen Traditionen darin enthalten sind, — der Anschein eines Einverständnisses mit demokratisch-revolutionären Parteistandpunkten erschlichen werden könnte. Zum mindesten sehr beträchtliche Teile von ihnen und vermutlich sogar ihre schwer überwiegenden Mehrheiten würden das glatt von der Hand weisen. Man mag dabei an die burschenschaftlichen Kreise denken oder an andere, die ihnen von früher verwandt sind.

Es wäre einigermaßen voreilig, wollte man diese Angelegenheit so obenhin damit abtun, daß der Geschmack von Studenten in den Fragen der Politik denn doch kaum ins Gemicht falle. Zunächst handelt es sich nicht bloß um Studenten. Diese alten studentischen Verbände, deren Eigenarten von der Kulturentwicklung eines ganzen Jahrhunderts angefüllt sind oder daraus hervorgingen, reichen mit ihrer Organisation tief in das sogenannte bürgerliche Leben hinein und umfassen Zehntausende und immer wieder Zehntausende akademisch gebildeter Männer. Sie bieten dem Leben des einzelnen eine äußere und innere Sicherung dar, die zu unterschätzen ein großer Fehler sein würde. Und was schließlich die jungen Studenten selbst anbetrifft, so ist es schlechtweg unmöglich, sie in den Dingen der Politik auf die Dauer ganz zu übersehen in einer Zeit, wo die jugendlichen Ladenmädchen, Packer und Laufburschen der großstädtischen Kaufhäuser, um irgend ein Beispiel zu nennen, mit den Wahlen zu ihren Betriebs- und Vollzugsräten eine unerhörte Wichtigkeit bekommen haben. Die studentischen Verbände sind durch die gesamte politische Sachlage, in die sie sich hineingestellt finden, notwendig gezwungen, sich zu politisieren, und fühlen bereits, daß sie dazu gezwungen sind. Es mag sein, daß mancherlei von der einstmaligen Studentenromantik darüber verloren geht und in den Lebensäußerungen der alten Verbände, in ihrer Organisationsart und Betätigungsweise, Verschiedenes sich ändert. Aber während ihrer langen Geschichte haben sie sich schon öfter geändert, und die Gemeinschaftskraft ihres Daseins blieb lebendig und wuchs. Sie werden zwar nicht damit anfangen, daß sie ein bestimmtes Parteiprogramm heraussuchen, dem sie sich unterjochen, um dann auch „Räte“ zu bilden und mit lautem Geschrei sich in den Trubel der agitatorischen Kämpfe zu stürzen. Aber wer Gelegenheit hatte, in diese Dinge einen Einblick zu tun, weiß darüber Bescheid, wie sehr sie sich anstrengen, eine langsame und zähe Innenarbeit politischer Selbsterziehung zu leisten. Vielleicht machen sich die Ergebnisse davon erst in ein paar Jahren nach außen bemerkbar. Aber sie werden zu merken sein.

Bei den Burschenschafstern insbesondere dürfte man schwerlich damit rechnen, daß sie von der Frage der schwarz-rot-goldenen Farben irgendwie beirrt werden. Unmöglich können sie sich von diesen Farben lossagen. Denn wollten sie es tun, so müßten sie ihre eigene Geschichte, ihren Ursprung und ihr eigentümliches Wesen preisgeben. Das wäre wider die Natur. In der neuen Reichsfahne liegt eine gewisse Verführung, da sie indirekt eine Anerkennung des burschenschaftlichen Gedankens enthält. Diese vielleicht widerwillige Huldigung kann die Burschenschaft indessen unbejorgt hinnehmen, ohne daß sie damit die Sinnesart ihres eigenen Wesens verfälscht. Denn mit Sicherheit bleibt sie sich der einwandfreien nationalen Haltung des burschenschaftlichen Gedankens bewußt und ist längst inne geworden, wie ihre Liebe für die schwarz-rot-goldenen Farben ein

Bekennnis zu den gleichsam schwarz-weiß-roten Werten der Nationalpolitik nicht nur nicht ausschloß, sondern verlangte.

Man ist noch lange nicht demokratisch-revolutionär oder Republikaner im innersten Herzen, wenn man sich zu den schwarz-rot-goldenen Farben bekennt. Und wer sich zu ihnen bekennt und ihrem Banner immer die Treue bewahrt hat, muß nun keineswegs dafür stimmen, daß dieses Banner die schwarz-weiß-rote Fahne verdrängt. Es war endlich an der Zeit, dies einmal klarzustellen.



## Deutschösterreich nach den Landtagswahlen

Von Professor Dr. Robert Sieger



knüpfend an meine Darlegungen in den Grenzboten vom 14. März, die sich mit denen eines Aufsatzes in der Deutschen Politik vom 14. Februar wechselseitig ergänzen, möchte ich in Kürze berichten über die Gestaltung der Parteiverhältnisse in der verfassunggebenden Nationalversammlung Deutschösterreichs und in dem Wahlkampf für die Landesvertretungen. Diese waren durch den Ausfall der Wahlen zur Nationalversammlung keineswegs unzweideutig vorgezeichnet und bald sind Verschiebungen eingetreten, die sie beeinflussen mußten.

Ich hob damals hervor, daß der Wahlkampf einerseits den großen wirtschaftlichen (nicht, wie der Druckfehlerkobold wollte, wissenschaftlichen) Weltanschauungen, andererseits den Gruppen- und Klasseninteressen diene, also vor allem im Zeichen des Kampfes für und gegen die Sozialdemokratie stand. Diesem ordnete sich auch die „Bekämpfung des jüdischen Einflusses“ unter, die diesmal stärker als je in den christlichsozialen und deutschnationalen Programmen betont wurde. Sie war lediglich ein Hilfsmittel der Agitation gegen die Sozialdemokratie, da nur kleinere Gruppen — die nationaldemokratische und die engere deutschnationale (deutschradikale und alldeutsche) — bestimmte Vorschläge für Art und Mittel dieses Kampfes brachten. Diese Parteien erklären die Juden für eine eigene Nation, die nicht im deutschen Nationalstaat, sondern im künftigen Zionstaat ihre politische Heimat hat, und fordern daher eine dementsprechende Rechtsstellung dieser „Ausländer“. Daß das keineswegs den Anschauungen aller Juden widerspricht, zeigte schon am 16. Februar die Wahl eines Zionisten in Wien — sie fiel um so schwerer ins Gewicht, als hier selbst die Tschechen, die mit allen Mitteln arbeiteten und sich mehrere Mandate versprachen, ein einziges erzielen konnten. Bei den Landtags- und Gemeindevahlen kamen dann von diesen beiden nichtdeutschen nationalen Parteien die Tschechen stärker zur Geltung. Sie machten alsbald in diesen Körperschaften, wie schon vorher durch die Rede Dworschaks in der Nationalversammlung, weitgehende nationale Ansprüche geltend. Man sieht nun ein, welchen Fehler man damit gemacht hat, daß der deutsche Charakter des Staates gesetzlich nicht genügend gesichert wurde, wie jener von Wien es schon länger ist. Aber es wird schwer halten, das Versäumte nachzuholen, da die Tschechen unter Berufung auf diese Wahlergebnisse den „Schutz“ der niederösterreichischen Tschechen auf völkerrechtlichem Wege anstreben. In den anderen Ländern spielen weder sie noch die Zionisten eine Rolle.

Spitzte sich so bis zum 16. Februar alles auf den einen Gegensatz zu, so ließen doch die inneren Spannungen zwischen den nichtsozialistischen Parteien schon unmittelbar nach den Wahlen es sehr fraglich erscheinen, ob sich ein bürgerlicher Mehrheitsblock bilden werde. Dies wäre die selbstverständliche Folge einer Listentoppelung zwischen den Christlichsozialen und der „dritten Partei“ gewesen, aber